

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [20]

Artikel: Das rätoromanische Bauernhaus
Autor: Schwarz, F.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein großer Bruder liegt der Untersee in einer dunklen Umrahmung von hohen, ernsten Tannen, deren verschlungene Wurzeln er bespült. Arosas schönster Spiegel ist es. Besonders am Abend, wenn im Dorf die Lichter angezündet sind und die weiße Dämmerung mit ihren goldenen Punkten und Streifen, ihren sanftigen Dunkelheiten und flimmernden Lichtscheinern wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht anmutet.

Der Postplatz, den die Kutsche gleich darauf erreicht, ist das eigentliche Zentrum des Ortes. Doch obwohl hier die meisten Reisenden froh und erleichtert den Rumpelkästen verlassen, ist's noch nicht das Ende der Straße. Im Gegensatz zu dem um Ober- und Untersee liegenden sog. Alther-Arosa, das erst in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren entstand, ist Inner-Arosa mit der Endstation der Post das ursprüngliche Dorf. Nur eine große Alp ist's, dies uralte Inner-Arosa, und über und über mit dunkelbraunen Hütten und Ställen besetzt. Hoch oben ein bescheidenes Kirchlein mit altersgrauen Mauern und moosbewachsenem Holzturm. Durch enge Bogenfensterchen gleitet ein spärliches Licht ins Innere, wo früher Gott zur Ehre gebetet und gesungen wurde. Früher — denn seitdem die neue Kirche erbaut wurde, bleibt es geschlossen. Bei den Toten hält es getreulich Wacht, die auf dem Friedhof ringsum den ewigen Schlaf schlafen. Ganz still ist's hier. Nur die verrostete Windfahne stöhnt hin und wieder leise auf, oder die



Arosa im Sommer, von Balsana aus. Phot. F. Junginger-Hetti (dep. Wehrli U.-G., Kilchberg-Zürich)

Glocken des grasenden Viehs und das Gejodel des Hirten Klingt aus der Ferne herüber. Und als Grundbass rauscht die Plessur ihr eintöniges Lied dazu. Ganz in der Nähe hat sie ihre Quellen, in den kleinen Bergseen, die wie verborgene Edelsteine am Fuß der Erz- und Rothörner in der Sonne blitzen. Eine gewaltige Mauer bilden diese Bergriesen, und als wär's das Ende der Welt, schließen sie mit ihren leuchtend weißen Zinnen das Schanfiggtal — das Himmelreich Graubündens — ab.

† Jacob P. D. Lohof.

Das rätoromanische Bauernhaus.

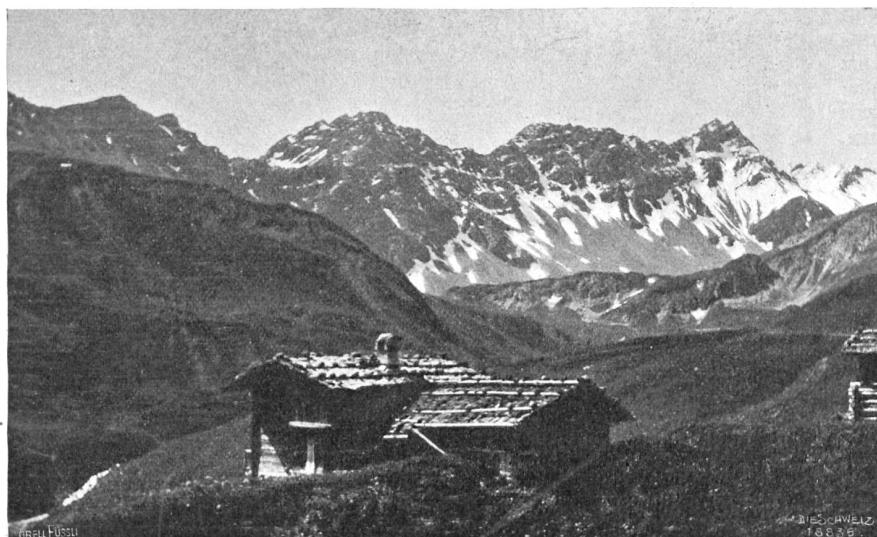
Nachdruck verboten.

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wenn wir die langgestreckten, in der Form zumeist recht ruhig verlaufenden Talschaften des Bündnerlandes durchwandern, so fällt uns auf, wie die Dorfschaften an den Hängen immer höher emporsteigen, je weiter wir in die Bergwelt

eindringen. Diese Erscheinung ist bedingt durch das uralte Bestreben des Menschen, sich in Anordnung und Bauart seiner Siedlungen dem Klima und der Bodengestaltung anzupassen. Dem schmalen, von hohen Steilwänden flankierten Talboden fehlen nun Licht und Sonne, auch ist er gar oft der Gefahr der Überschwemmung durch Sturzbäche und Wildwasser wie auch der Verschüttung durch Murgänge und Erdrutsche ausgesetzt. Und so nimmt denn mit der zunehmenden Dicke der Berge auch die Höhenlage der Dorfschaften zu, auf daß diese der belebenden Einwirkung des Sonnenfeuers teilhaft werden und vor Beschädigung durch Flut und wandernde Erde geschützt seien. Im Hochtal des Engadins zumal ist wegen des rauhen Klimas die Ausnutzung der Sonnenbestrahlung von großer Wichtigkeit.

Von den Siedlungsformen herrscht im Kanton Graubünden die Dorfanlage gegenüber dem Einzelhaus vor. Im Engadin hat diese ausschließlich die Form des



Schanfigger Hütte, Phot. Ida Pabst.



Stuls im Albulatal (1280 m).

langgestreckten Gassendorfes angenommen. Bei den deutschen Volksstämmen (Davos, Prättigau) ist das gezierte, bei den romanischen Völkerstämmen (Albula, Engadin) zumeist das gemauerte Haus vorherrschend. In den Sprachgrenzgebieten (Rheinwald, Domleschg) ist gar oft ein Mittelgebilde zwischen geziertem und gemauertem Haus zu finden.

In Nachstehendem möchten wir nun eine flüchtige Skizze entwerfen vom gemauerten Haus des Engadins und dessen Vortäler, vom sog. rätoromanischen Bauernhaus, das wie ein Rastell den Stürmen und dem Wandel der Zeiten standzuhalten vermag und dessen eigenartige, durch Jahrhunderte unverändert gebliebene Bauart ganzen Dorfstaaten ihr besonderes, markiges Gepräge verleiht.

Das Bündner Steinhaus wirkt auf den ersten Blick recht nüchtern, da seine breiten weißgetünchten Mauerflächen weder von farbigen noch von plastischen Ornamenten belebt sind, und erst wenn wir das fahle Gassendorf in Verbindung mit Volkschlag und Klima zu würdigen verstehen, wenn wir uns in die Lebensweise und in die Erwerbsverhältnisse der Bewohner vertiefen und eindringen in die recht wohnlich eingerichteten Innenräume, können wir uns für das Engadinerhaus erwärmen.

Das einzige dekorative Moment des rätoromanischen Bauernhauses bilden vereinzelte Sgraffittomalereien — eine Art Freskomalerei, bei der die Wand schwarz oder braun grundiert, mit Weiß oder Gelb überzogen und alsdann die Zeichnung bis auf den dunklen Grund ausgeschabt wird. Diese Flachornamentik umsäumt zumeist die Fenster und markiert an den Hausecken Quaderpfeiler. Auch treffen wir hin und wieder über den Haupteingängen in dieser Manier ausgeführte Sinn- und Hausprüche. Die Sgraffittomalereien sind sehr wetterfest und finden sich mancherorts aus dem siebzehnten und

achtzehnten Jahrhundert noch recht gut erhalten vor. Leider wird gar oft bei der Renovation alter Häuser viel zu wenig Sorgfalt auf Schonung und Erhaltung verblichener Malereien gelegt. Selbst die an den Südflächen angebrachten Sonnenuhren wie auch die Sprüche werden nur zu oft der „Einfachheit halber“ übertüncht, damit nicht das frisch geweihte Mauerfeld durch einen altersgrauen Flecken „verunstaltet“ werde. In jüngster Zeit hat nun aber doch da und dort die Heimatschutzbewegung die Renovationsbestrebungen zu korrigieren und so manche alte Malerei zu erhalten oder in fachmännischer Weise zu restaurieren vermocht.

Das Engadiner oder rätoromanische Bauernhaus ist charakterisiert durch dicke Mauern und kleine Fensteröffnungen; es ist so dem Bergklima mit seinen langen schneereichen Wintern vortrefflich angepaßt. Das Bestreben, die Innenwärme des Hauses gut auszunützen, zeigt sich besonders treffend darin, daß in den Steinbau auch der Stallraum organisch einge-

baut ist, indes er beim Holzhaus meistens mit dem Wohnhause nicht unter gleichem Dache liegt.

Ein weiteres Moment, das unserem Berghaus eine freundliche Note zu verleihen vermag, sind die schönen Fenstergitterwerke, aus denen heraus im Sommer die farbenfrohen Blütenbüschel der Bündnernelke quellen. Zumeist ist ein Haus nur mit zwei Fenstergittern ausgerüstet: einem stark ausgebauten in der einzigen Lichtöffnung des Sulter und einem flachen im Fenster der Speisekammer. Hin und wieder wird die gegen die Straße gerichtete Hauptfassade durch einen Spitz erker belebt, der den Blick vom Zimmerinnen aus nach beiden Seiten der Straße frei läßt.

Das charakteristische Merkzeichen des alten Engadinerhauses sind aber die beiden großen Rundbogenöffnungen für die Cuort (Stall- und Kellerräume) und den Sulter (Borraum).



Haus bei Bergün.

Als tunnelartiger Gang vermittelt die erste, tiefliegende Öffnung, zu der ein gepflasterter Steig hinabführt, zwischen der Dorfstraße und dem fest ummauerten Winterquartier des Bieches, das in seiner steinernen Behausung recht gut, sauber und warm gehalten ist. Selbst die Düngergrube ist in der Cuort angelegt, sodass die Arbeiten für die Viehwartung in kleinem Raum vor sich gehen können. Der höher gelegene, mit starker, horizontal und vertikal geteilter Türe ausgerüstete Hauseingang führt direkt in den größten Raum des Erdgeschosses, den Sulter, der als geräumige Wohnstube gedacht ist. Er bildet den Zentralraum des rätoromanischen Bauernhauses und dient als Vorrats- und Arbeitsraum wie auch des Sonntags als Tanz- und Spielplatz. Zu beiden Seiten des Sulter sind Stube, Küche und Vorratskammer angeordnet; über ihm liegen die Schlafzimmer. Sodann führt ein direkter Zugang zur Scheune und zum Stall. Der Aufstieg in den ersten Stock ist zumeist mit einer halbhohen hölzernen Gittertür abgeschlossen, damit nicht Geflügel und Kleinvieh, das oft zur rauhen Jahreszeit in der Wohndiele untergebracht ist, den Weg nach den oberen Räumen finde.

Zwischen den beiden Rundbogenöffnungen ladet die für das Engadinerhaus typische steinerne, mit Holz belegte Bank zur Siesta ein. Hier pflegen die Hausbewohner zur Sommers-



Haus im inneren Albulaatal.

zeit, mit ihren Nachbarn plaudernd, ihr Abendstündchen und ihre Sonntagsruhe zu halten. Ein weiteres Wahrzeichen des Engadinerhauses ist der halbkugelförmig über die Hausmauer hinausragende und auf einigen Holzbalken ruhende Balken (§. Abb. S. 474 unten).

Die geräumigen Zimmer sind zumeist mit naturfarbenem Nadelholzgetäfelt, wobei für die vornehme Stube ausschließlich das Brett der Arve, deren Holz im Kern rot ist und angenehm duftet, verwendet wird. Leider ist der Arvenbestand im Kanton Graubünden in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen, da mancherlei Faktoren der natürlichen Aussaat der Samen hinderlich sind. So braucht die Frucht der Arve zur völligen Reife drei Jahre, und für Mäuse, Häher und Eichhörnchen bildet das Arvenmüsche eine Delikatesse. Zudem fehlt den Samen der Flugapparat, sodass sie nicht, wie die Samen anderer Nadelbäume, vom Wind in alle Welt getragen werden. Nur durch Früchte, die von der Tierwelt verschleppt werden, kann die Arve Verbreitung finden. In ganzen Beständen treffen wir sie im Unter- und Oberengadin bis zur Höhe von zweitausend Metern. Vereinzelt kommt sie dank ihrer Zähigkeit bis zur Ewigschneegrenze hinauf fort. Zeigen Föhre und Lärche, die beiden Begleiter der Arve, das Bestreben, sich in der Waldgrenzzone und im kargen Boden unter den das Wachstum hindernden Einflüssen zu ducken und sich als anspruchlose Zwerg- und Krüppelbäume den klimatischen Verhältnissen anzupassen, so sehen wir die Arve als Pionier der Nadelbäume, als kühnen Streiter mit den feindlichen Mächten und Kräften sich selbst an exponierten Stellen stolz in die Lüfte recken. Wohl vermögen Blitz und Sturm die herrliche Krone zu zersplittern, der Baum selbst lässt sich in seinem Wachstum nicht hindern. Seit einigen Jahren richten nun die Forstbehörden ein Augenmerk auf die Anlage neuer Arvenpflanzungen.

Das alte rätoromanische Bauernhaus ist mit Steinplatten oder mit steinbeschweren Schindelbrettern eingedeckt. Erst die neuere Zeit brachte auch den rotgebrannten Ziegel ins bündnerische Hochland hinauf. Die Schindelbretter werden ausschließlich aus der „Schindeltanne“ gewonnen, einer Koniferenart, deren Stamm sich leicht zu geradlinigen Brettern spalten lässt. Der Alpler erkennt die „Schindeltanne“ sehr leicht an



Rätoromanisches Bauernhaus.



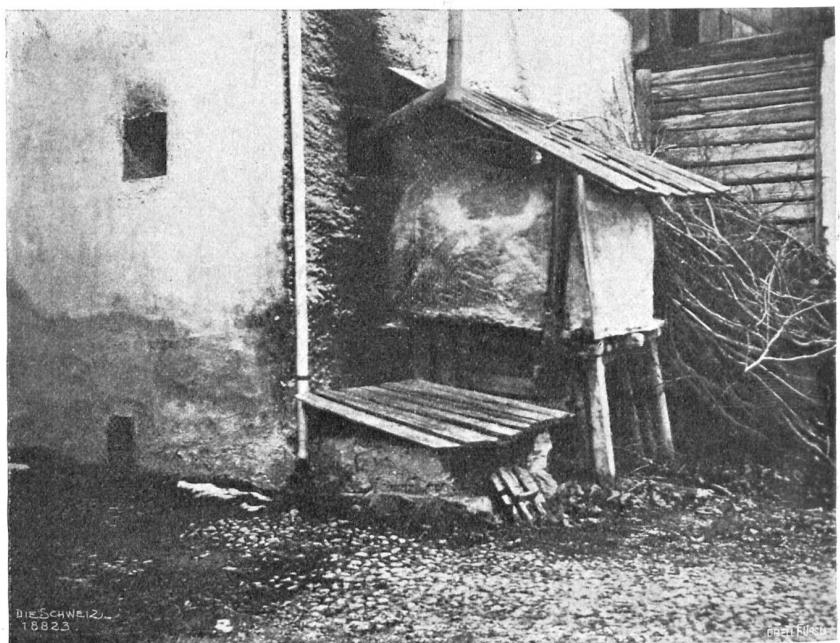
Haus in Latsch (1590 m), ob Bergün.

der Form der Astverzweigungen: von den horizontal sich ausbreitenden Hauptästen zweigen in regelmässigen Abständen parallel verlaufende und vertikal nach unten gerichtete Nebenäste ab.

Wie in andern Alpengegenden sind auch im Gebiete des rätoromanischen Bauernhauses die Dörfer während des kurzen Bergsommers verlassen. Denn sobald die Heuernte in den festen „Gütermatten“, welche die Dörfer umgeben, beendigt ist, bezieht die Familie des Aelplers für einige Wochen die „Maiensäße“, um dort das Vieh zu sämmern und das kräftige Bergheu einzubringen. Allerlei Hausräume wie auch Haustiere — Hund und Käse, Schwein und Huhn — wandern alsdann mit in die „Sommerfrische“, und der ratternde Leiterwagen muß gar manche Fahrt ausführen, bis das ganze tote und lebende Inventar, das im Maiensäddorf nötig, befördert ist. Eines unserer Bilder (S. 475) zeigt uns die Ausfahrt einer solchen Maiensäffuhre. Wir bemerken hiebei, wie das Joch dem Zugtier nicht auf den Nacken gelegt, sondern an die Hörner gebunden und wie die Zugleine durch die Zugtange ersezt ist. Diese Anordnung soll den Zweck haben, daß auf abfallendem Terrain das Zugtier den Wagen gut steuern kann. In den meisten Alpgebieten ist die Maiensähhütte ein leicht konstruierter Holzbau, durch dessen Fugen der Sturmwind pfeift und dessen Ge-

bälf im Winter ob der Schneelast ächzt. Die Maiensähhütte des rätoromanischen Bauernhauses aber ist wie dieses ein solid gemauerter Bau, der den Föhntürmen und der Schneeflut zu trozen vermag. Unsere aus dem Val Tuors bei Bergün stammenden Bilder (S. 476) zeigen uns einige Typen dieser Maiensäddörfchen, in denen sich während vier Sommerwochen ein recht interessantes Stück Alpenwirtschaftsleben abspielt. Bei andauernd gutem Wetter sind dann alle Glieder der Aelplerfamilie, vom schwachen Kind bis zum gebücten Greis, vom Morgengrauen bis zum Abenddämmeren an strenge Arbeit gefesselt. Einem jeden ist sein bestimmtes Perium zugeteilt. Aber sie alle, die der Bergsommer in sein hartes Joch spannt, wissen zu ermessen, wie jeder Sonntag Gold in die Familienkasse fließen läßt, während ein Regen Sommer, der nur zu oft eine kräftige Neuschneedecke auf die Alpweide legt, den Jahresmühlen recht mager ausfallen läßt. Und wenn das Wetter den Fortgang der Arbeiten begünstigt, dann fehlt es auch nicht an geselligen Unterbrechungen, sei es daß die Bewohner eines Sommerdörfchens des Abends beim Glanze der Sternenwelt vor einer Hütte plaudernd zusammenstehen oder daß sich des Sonntags die Jungmannschaft beim „Heutanz“ von der Arbeit der langen Woche „erholt“.

So verföhne der Bündnerfahrer aus der Niederung, der auf seiner Ferienwanderung durch ein Vor- oder Seitental des Engadins ein Alpensommerdorfchen berührt, nicht, bei dessen freundlichen Bewohnern anzufehren, sich an ihr Herdfeuer zu setzen und vielleicht auch auf dem Heulager Nachtkuartier zu nehmen. Er wird dort manch fesselndes Bild aus dem Sommerleben eines Volkschlages schauen, der wie die Berge, zwischen denen er wohnt, von ruhiger ernster Art ist, und manches ethnographisch wichtige Moment — althergebrachte Volksriten und Berufsgebräuche — wird uns beim Besuch des „rätoromanischen Maiensähhäuses“ offenbar. So bemerken wir, wie hier die „Heulochöhl“ nicht wie im bündnerischen Voralpengebiet über Nacht auf kleine Holzgerüste, den sog. Heinzen, gebettet, sondern mittelst des Heutuchs gedeckt werden, damit das halbdürre Gras gegen Regen, Nebel und Tau geschützt sei (S. Abb. S. 477 u.). Das Heutuch, eine große grobe Leinenblähe, wird hiebei an den vier Ecken mit Steinen beschwert oder an kleine, in die Erde gesteckte Pfähle gebunden. Außerdem dient es beim Einfahren des Heus als Transportmittel, indem das Heu mittelst dieser Tücher in feste Bündel



Backofen des rätoromanischen Bauernhauses.



Ausfahrt einer Maiensäßföhre.

verpacht und so auf starken Schultern oder auf dem Leiterwagen nach Hause verbracht wird. Und wir erfahren auch, wie hier Gemeindeviehhirt und Gemeindeziegenhirt zumeist Bergamasker sind, die sich gegen guten Lohn für einen ganzen Sommer anwerben lassen (vgl. Abb. S. 475 u. und 477 o.).

So sind wir mit unserer Betrachtung des rätoromanischen Bauernhauses zu Ende. Recht gerne hätten wir auch noch der traditionellen Möblierung seiner Wohnräume gedacht; allein die Skizze hierüber müßte recht lückenhaft ausfallen, da die neue Zeit auch in der Bündner Bauernstube einzieht und dort die alten Formen modernisiert. Zum guten Glück besitzt das Engadin in seinem von Richard Campell gegründeten und im Sommer 1906 eröffneten „Museum Engiadinais“ in St. Moritz *) eine Institution, in der uns für alle Zeiten das Engadinerhaus in seiner typischen Aulage und Inneneinrichtung erhalten bleibt. So wird denn hier nicht allein dem Gaft des Hochtals ein Spiegelbild der ursprünglichen Anordnung des alten Engadiner Wohnhauses geboten, sondern auch der Engadiner selbst angeregt, für Um- und Neubauten alte Vorbilder in der überaus reichen und wertvollen Sammlung zu wählen.

*) Bgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 81 ff.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachzählt
von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.
(Schluß).

Die Einladung zur Baronin Igelstein, die mich einige Tage später in die Schlüsselburg führte, war ganz intim, das Ehepaar mit den Kindern, dem langaufgeschossenen blonden Sohne und der rothaarigen kleinen Tochter, allein. Er schien die Schlittensfahrt ganz vergessen zu haben und gab sich als aufmerksamer Gatte und zärtlicher Vater, dem die Außenwelt nichts anhaben kann, und doch schien es mir, als schwende eine Wolke über dem gastlichen Hause. Die Baronin war einfältiger als sonst, schwermüthiger, wenn sich dieser Ausdruck mit ihren hellen spöttischen Augen vertragen hätte. Die leichte Konversation berührte alle möglichen Gegenstände, nur nicht das

Theater, nur nicht die Künstler, und was ich nach dieser Richtung hin vorbrachte, das überhörte man absichtlich. Erst nach Tisch, als der Hausherr sich wegen dringender Geschäfte in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte und ich mit der goldenen Mokkakaffe der Hausfrau gegenüber saß, konnte ich die Rede auf Marie Bernhardi und ihren rauschenden Erfolg bringen. Die Baronin lächelte ihr altes überlegenes Lächeln, das mir wie immer wohl und wehe tat. „Erfolg ist wie Raße, schnurrt, bis man schlafst ein, und Neid ist wie Raße, kräzt, bis man wacht auf.“ „Wieso, gnädigste Frau?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen. „Man muß nicht fragen, mein Herr, Leben ist nicht Examen, man muß erraten, begreifen, wissen und — schweigen!“ Und als sie mein enttäuscht Gesicht sah, gab sie mir freundhaftlich die Hand und sagte leichthin: „Sie sind kein enfant terrible, Doktor, aber doch ein schreckliches Kind!“ und sah mich mit einem ernsten, guten, mitleidigen Blick an, den ich damals nicht verstand, aber den ich

nicht habe vergessen können. Es war das letzte Mal, daß ich sie allein sah und sprach.

Eine Woche war vergangen und hatte die Aufregungen des Schlittenausflugs verwischt. Wir näherten uns Weihnachten, und da ich die Feiertage bei meiner guten Mutter verbringen wollte, machte ich mich eines Nachmittags daran, meine Sachen zur Reise zu packen. Da kam die gute Hoffräulein ganz entsezt und erregt zu mir herein und erzählte in heftigen



Ziegenhirt aus Bergamo.